Das Hemd des Glücklichen

Das Folgende stellt die beiden letzten Kapitel aus der Erzählung „Das Hemd des Glücklichen“ von Anatole France dar. Der Dichter gibt eine alte Volkssage auf seine geistreich satirische Art wieder: Ein König ist erkrankt, nach der Aerzte Aussage kann nur das Hemd eines Glücklichen ihn wieder gesund machen. Saint-Sylvain und Vierblatt, zwei Höflinge, werden beauftragt, nach solchem Hemde zu suchen. Sie reisen im Lande umher, noch aber haben sie keinen Glücklichen gefunden.

„Ich kehre zu der Meinung zurück,“ sagte Saint-Sylvain zu Vierblatt, „daß wir, wenn wir nichts fanden, schlecht gesucht haben. Ich glaube fest an die Tugend, glaube ans Glück. Sie sind unzertrennlich. Sie sind selten; sie verbergen sich. Wir entdecken sie vielleicht unter Strohdächern, fern auf dem Lande. Wenn Sie auf mich hören wollen, so suchen wir sie namentlich in der unwirtlichen Berggegend, die unser Savoien und unser Tirol ist.“

Vierzehn Tage darauf hatten sie sechzig Bergdörfer abgestreift, ohne einen Glücklichen zu finden. All das Elend, das die Städte erfüllt, fanden sie in diesen Dörfern wieder, durch die Rohheit und Unwissenheit der Menschen nur noch verschlimmert. Hunger und Liebe, diese beiden Geißeln der Natur, schlugen die unglücklichen Bauern häufiger und heftiger. Sie sahen geizige Besitzer, eifersüchtige Gatten, verlogene Frauen, giftmischerische Mägde, blutschänderische Väter, Kinder, die ihrem alten Großvater, der am Herd schlummerte, den Backtrog über den Kopf stülpten. Die Bauern fanden nur an der Trunkenheit Spaß; ihre Freude selbst war brutal, ihre Spiele waren grausam. Ihre Feste endeten mit blutigen Schlägereien.

Je länger sie diese Menschen beobachteten, desto mehr erkannten Vierblatt und Saint-Sylvain, daß ihre Sitten weder reiner noch besser sein konnten, da der geizige Boden sie geizig machte, und ein hartes Leben sie gegen fremdes Leid wie gegen das eigene hart machte; und wenn sie eifersüchtig, begehrlich, falsch, verlogen und stets bedacht waren, einander zu übervorteilen, so war dies die natürliche Wirkung ihrer Dürftigkeit und ihres Elends.

„Wie konnte ich auch nur einen Augenblick glauben,“ sagte Saint-Sylvain, „daß das Glück unter einem Strohdach wohnt! Das ist vielleicht nur die Folge der klassischen Bildung. Virgil sagt im Lehrgedicht über den Landbau, „Georgica“, die Landleute wären glücklich, wenn sie sich ihres Glückes bewußt wären. Er gibt also zu, daß sie keine Ahnung davon haben. In der Tat schrieb er auf Befehl des Augustus, dieses trefflichen Reichsverwalters, der befürchtete, es möchte in Rom an Brot fehlen, und der das Land wieder zu bevölkern suchte. Virgil wußte wie alle Welt, daß das Landleben hart ist. Hesiod hat ein furchtbares Bild davon entworfen.“

„Etwas steht fest,“ sagte Vierblatt. „Ueberall auf dem Lande haben die Burschen und Mädchen nur ein Verlangen: sich nach der Stadt zu vermieten. An der Küste träumen die Mädchen davon, in die Sardinenfabriken zu gehen. In Kohlendistrikten denken die Bauernjungen an nichts, als in die Bergwerke hinabzusteigen.“

Ein Mensch in diesen Bergdörfern zeigte unter all den sorgenvollen Stirnen und gerunzelten Mienen ein treuherziges Lächeln. Er konnte weder das Feld bestellen noch Tiere lenken; er wußte nichts von dem, was die Menschen sonst wissen, hielt sinnlose Reden und sang den ganzen Tag eine Weise, die er nie beendete. Alles entzückte ihn. Er war stets im Himmel. Sein Kleid bestand aus Flicken in allen Farben, die seltsam zusammengestoppelt waren. Die Kinder liefen ihm nach und höhnten ihn; doch da er für einen Glücksbringer galt, so tat ihm niemand etwas zuleide, und man gab ihm das wenige, was er brauchte. Das war Hurtepoix, der Unschuldige. Er aß vor den Türen mit den jungen Hunden und schlief in den Scheunen.

Da Saint-Sylvain gemerkt hatte, daß er glücklich war, und nicht ohne tieferen Grund vermutete, daß die Landleute ihn für einen Glücksbringer hielten, so suchte er ihn nach reiflicher Ueberlegung auf, um ihm sein Hemd fortzunehmen. Er fand ihn, in Tränen gebadet, in der Vorhalle der Kirche auf dem Boden liegend: Hurtepoix hatte soeben den Tod Jesu Christi vernommen, der für das Heil der Menschheit gekreuzigt war.

Die beiden Beamten des Königs kamen in ein Dorf, dessen Schulze das Wirtshaus führte. Sie tranken mit ihm und forschten ihn aus, ob er nicht zufällig einen Glücklichen kennte.

„Meine Herren,“ antwortete er, „gehen Sie in das Dorf, dessen weiße Häuser Sie da am andern Talrand über den Berghang verstreut sehen, und sprechen Sie beim Pfarrer Milon vor. Er wird Sie sehr gut aufnehmen, und Sie werden einen Menschen finden, der glücklich ist und sein Glück verdient. Sie kommen in zwei Stunden hin.“

... Frühstück ritten sie ab.

Ein junger Mann, der denselben Weg ritt und ein besseres Pferd hatte, holte sie an der ersten Biegung ein. Er hatte eine offene Miene, ein fröhliches, gesundes Aussehen. Sie knüpften eine Unterhaltung mit ihm an.

Als er hörte, daß sie zum Pfarrer Milon wollten, sagte er:

„Grüßen Sie ihn bitte von mir. Ich reite etwas höher hinauf, nach Finkenau, wo ich wohne, mitten im schönsten Weideland. Ich hab's eilig nach Hause.“

Er erzählte ihnen, er hätte das liebenswürdigste und beste Weib geheiratet und von ihr zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen, schön wie die Sonne.

„Ich komme aus der Stadt“, sagte er in fröhlichem Tone klingt, „und bringe schöne Kleiderstoffe heim, mit Mustern und Modebildern, auf denen man das fertige Kleid sieht. Aliz (so heißt meine Frau) ahnt nichts von dem Geschenk, das ich ihr mitbringe. Ich werde ihr das Paket zugeschnürt geben und freu mich schon darauf, wie ihre hübschen ungeduldigen Finger sich abmühen werden, die Schnur auseinanderzuwirbeln. Sie wird sehr zufrieden sein; ihre Augen werden sich entzückt und strahlend zu mir erheben, und sie wird mich umarmen. Wir sind glücklich, meine Aliz und ich. Seit vier Jahren, da wir verheiratet sind, lieben wir u. täglich mehr. Wir haben die fettesten Triften im Lande. Unsre Leute sind auch glücklich; sie können gut mähen und tanzen. Sie müssen den Sonntag mal zu uns 'rauf kommen, meine Herren; da trinken Sie unsern leichten Landwein und sehen unsre hübschesten Mädchen und kräftigsten Burschen tanzen, die Ihnen ihre Tänzerin aufheben und herumwirbeln wie eine Feder. Unser Haus liegt eine halbe Stunde von hier. Man reitet rechts herein zwischen den beiden Felsen, die Sie da fünfzig Schritte vor sich sehen, und die man die „Gemsflühe“ nennt. Dann geht es über eine Brücke, die über einen Gießbach führt, und quer durch das Fichtengehölz, das uns vor dem Nordwinde schützt. In weniger als einer halben Stunde hab' ich meine kleine Familie wieder, und wir werden alle zufrieden sein.“

„Man muß ihn um sein Hemd bitten,“ flüsterte Vierblatt seinem Gefährten zu. „Ich vermute, es ist mehr wert als das des Pfarrers.“

„Ich glaube auch,“ antwortete Saint-Sylvain.

In dem Augenblick, wo sie diese Worte wechselten, kam ein Reiter zwischen den „Gemsflühen“ hervor und blieb stumm und finster vor den Reisenden halten. Der junge Landmann erkannte einen seiner Pächter.

„Was gibt's, Ulrich?“ fragte er.

Ulrich gab keine Antwort.

„Ein Unglück? Sprich!“

„Herr, Ihre Frau war so ungeduldig. Sie wollte Sie wiedersehen, und da ist sie Ihnen entgegengegangen. Die Holzbrücke ist eingestürzt, und sie ist mit ihren zwei Kindern im Gießbach ertrunken.“

Sie verließen den jungen Bergbewohner, der vor Schmerz rasend war, und ritten zum Pfarrer Milon. Sie wurden in ein Zimmer geführt, das als Sprechzimmer und Bibliothek diente. Auf Brettern von Fichtenholz standen etwa tausend Bände, und an den kalkgetünchten Wänden hingen alte Stiche von Landschaften nach Claude Lorrain und Poussin; alles offenbarte eine Bildung und geistige Gewohnheiten, die man in einer Pfarrerswohnung auf dem Lande nicht häufig antrifft. Der Pfarrer, ein Mann in mittleren Jahren, schaute klug und gutmütig drein.

Seinen beiden Besuchern, die so taten, als wollten sie sich in der Gegend niederlassen, rühmte er das Klima, die Fruchtbarkeit und Schönheit des Tales. Er bot ihnen Weißbrot, Obst, Käse und Milch an. Dann führte er sie in seinen Gemüsegarten, der von reizender Frische und Sauberkeit war. Auf der Sonnenseite der Mauer breiteten Spaliere ihre Aeste mit geometrischer Regelmäßigkeit aus; die Obstbäume standen wie Spinnrocken in gleichen Abständen, gut ausgerichtet und wohlgepflegt.

„Langweilen Sie sich nie, Herr Pfarrer?“ fragte Vierblatt.

„Die Zeit dünkt mich kurz zwischen meiner Bibliothek und meinem Garten,“ antwortete der Priester. „So ruhig und friedlich mein Dasein auch verläuft, so ist es darum doch nicht minder tätig und arbeitsam. Ich lese die Messe, besuche die Kranken und Dürftigen, nehme meiner Gemeinde die Beichte ab. Die armen Kreaturen haben nicht viele Sünden zu beichten: kann ich darüber klagen? Aber sie erzählen sie lang und breit. Etwas Zeit brauche ich auch, um meine Predigten und Katechismusstunden vorzubereiten; vor allem die letzteren machen mir viel Mühe, obgleich ich sie seit zwanzig Jahren abhalte. Es ist so schwer, zu Kindern zu sprechen: sie glauben alles, was man ihnen sagt. Ich habe auch meine Erholungsstunden. Ich mache Spaziergänge; es sind die gleichen und doch sind sie ungemein abwechslungsreich. Eine Landschaft wechselt mit den Jahreszeiten, den Tagen, Stunden, Minuten; sie ist stets anders. Heiß ...

... ich vergnügen mit allen Heuteilen, dem Apotheker, dem Steuereinnehmer und dem Friedensrichter. Wir wallfahren, Marine, mein Magd, röstet ausgezeichnet Kastanien; wir lassen sie uns munden. Was schmeckt besser als Kastanien mit einem Glase Weißwein?“

„Herr Pfarrer,“ sagte Vierblatt zu dem guten Geistlichen, „wir stehen im Dienste des Königs und kommen, Sie um eine Erklärung zu bitten, die für das Land, ja für die ganze Welt von großer Bedeutung sein kann. Die Gesundheit, wo nicht gar das Leben des Monarchen steht auf dem Spiele. Darum bitten wir Sie, unsre Frage zu entschuldigen, so seltsam und indiskret sie Ihnen auch scheinen mag, und sie ohne Rückhalt und Verschweigung zu beantworten: Herr Pfarrer, sind Sie glücklich?“

Herr Milon ergriff Vierblatts Hand, drückte sie und sagte kaum hörbar:

„Mein Dasein ist eine Qual. Ich lebe in beständiger Lüge. Ich bin unglücklich.“

Und zwei Tränen rollten über seine Wangen.

*

Nachdem Vierblatt und Saint-Sylvain ein ganzes Jahr lang das Königreich durchstreift hatten, begaben sie sich nach dem Schlosse Weißenbrunn, wohin der König sich hatte bringen lassen, um die Waldesfrische zu genießen. Sie fanden ihn in einem Zustand von Hinfälligkeit, über den der Hof sich besorgte.

Die Gäste wohnten nicht im Schloß Weißenbrunn, das nur ein Jagdpavillon war. Der Staatssekretär und der Oberstallmeister logierten sich im Dorfe ein und begaben sich täglich durch den Wald zu dem Monarchen. Auf ihrem Wege begegneten sie öfters einem kleinen Manne, der in einer großen hohlen Platane des Waldes hauste. Er hieß Muske und war nicht schön, denn er hatte vorspringende Backenknochen und eine breite, stumpfe Nase mit runden Nasenlöchern. Doch seine weißen Zähne, die beim häufigen Grinsen seiner roten Lippen zum Vorschein kamen, gaben seinem wilden Gesicht Glanz und Reiz. Wie er sich der großen Platane bemächtigt hatte, wußte keiner; doch er hatte sich darin eine sehr saubere Kammer eingerichtet, die mit allem, was er brauchte, versehen war. Um die Wahrheit zu sagen, brauchte er wenig. Er lebte vom Wald und vom Teich, und er lebte sehr gut. Man sah ihm die Mängel seines Benehmens nach, weil er dienstbereit und gefällig war. Wenn die Damen des Schlosses im Walde spazierenfuhren, bot er ihnen in selbstgeflochtenen Weidenkörben Honigwaben, Walderdbeeren oder herbe Vogelkirschen an. Er war stets bereit, festgefahrene Fuhren schieben zu helfen und das Heu einzubringen, wenn ein Unwetter drohte. Ohne müde zu werden, leistete er mehr als ein anderer. Seine Kraft und seine Behendigkeit waren erstaunlich. Er zerbrach mit seinen Händen einem Wolf das Genick, fing einen Hasen im Laufe und kletterte auf die Bäume wie eine Katze. Um die Kinder zu erfreuen, schnitt er Kobolde, Schiffchen, kleine Mühlen und Sonnenbälle an.

Vierblatt und Saint-Sylvain hörten im Dorfe oft sagen: „Glücklich wie Muske.“ Dieses Sprichwort übte seine Wirkung auf ihren Geist, und eines Tages, als sie unter der großen hohlen Platane vorbeikamen, sahen sie Muske mit einem jungen Mops spielen und offenbar ebenso zufrieden wie der Hund. Sie kamen auf den Gedanken, ihn zu fragen, ob er glücklich sei.

Muske konnte ihnen nicht antworten, denn er hatte über das Glück nie nachgedacht. Sie erklärten ihm kurz und sehr einfach, was es sei. Und nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, antwortete er, daß er das Glück besäße.

Bei dieser Antwort rief Saint-Sylvain ungestüm:

„Muske, wir verschaffen dir alles, was du dir wünschest, Geld, ein Schloß, neue Holzschuhe, alles, was du willst. Gib uns dein Hemd!“

Sein gutes Gesicht verriet weder Bedauern noch Enttäuschung, die er durchaus nicht zu empfinden vermochte, wohl aber Verblüffung. Er bedeutete sie, daß er das Verlangte nicht geben könne. Er besaß kein Hemd.

Schreibe nicht!

Von Anatole France

Den nachfolgenden, ungemein charakteristischen Abschnitt entnehmen wir dem Roman Die Blütezeit des Lebens (Kurt Wolffs Verlag, München), in dem der Dichter seine eigene Jugend schildert.

Herr Dubois las die Stelle noch einmal: „Die Eignung zum Glück ist nicht für alle Menschen gleich; sie ist, wie mir scheint, stärker bei dem Durchschnitt vorhanden als bei den geistig Höherstehenden und den Dummen. Man muß also den Menschen die Mittelmäßigkeit des Geistes und des Herzens wünschen, die Mittelmäßigkeit im Range, überhaupt jede Mittelmäßigkeit.“

Nachdem Herr Dubois diese Rede mit der ihm eigenen Ruhe beendet hatte, zog er sein großes rotseidenes Schnupftabaktaschentuch aus der Tasche und führte es an seine Lippen; während er einen ... Löchern zum Riechen ... Geschichte der Madame Récamier, der alte Chateaubriand in Abbaye-aux-Bois ist, wenn man von ihm verlangte, er solle in das Lob eines jungen Dichters einstimmen. Herr Dubois verharrte lange in dieser Haltung, steckte dann sein Tuch wieder in die Tasche und fragte mich, was eigentlich aus der Veröffentlichung über die Maler, an der ich seines Wissens mitarbeite, geworden sei; er hätte nichts mehr davon gehört. Ich antwortete der Wahrheit gemäß, daß unsre „Allgemeine Geschichte der Maler“ nicht den erhofften Erfolg gefunden hätte und daß gleich nach Beginn die Arbeit daran eingestellt werden mußte. Ich setzte hinzu, daß ich hierdurch eine angenehme und außerordentlich nützliche Arbeit verloren hätte, und daß ich jetzt an einem großen Wörterbuch der Altertumswissenschaft mitarbeite, eine Arbeit, die schwieriger und weniger gut bezahlt sei.

„Eine Beschäftigung mit solchen Arbeiten,“ antwortete Herr Dubois, „die Abfassung von Berichten über die alte Kunst und von Artikeln über Gegenstände der Archäologie ist sehr gut, es ist eine Aufgabe, die zwar ihren Mann nicht nährt, aber davon abgesehen, für den, der sich ihr unterzieht, nicht von Nachteil ist, vorausgesetzt, daß er davon etwas versteht. Eine geschickte Kompilation schadet dem, der sie gut ausführt, nichts und kann ihm sogar einige Ehre einbringen, ohne ihn viel Gefahren auszusetzen. Ganz anders ist es, mein Freund, mit jeder literarischen Arbeit, der der Autor den Stempel seines Geistes aufdrückt, in der er sich kundgibt, sich enthüllt, sich verbreitet, kurz — wobei er versucht, in der Poesie, im Roman, in Philosophie oder Geschichte selbst hervorzutreten. Das ist ein Abenteuer, auf das man sich nicht einlassen soll, wenn einem an seiner Ruhe und Unabhängigkeit — liegt. Ein eigenes Werk veröffentlichen, heißt, sich in eine schreckliche Gefahr begeben. Glaube mir, mein Freund: Verbirg' deinen Geist! Schreibe nicht! Wenn du ein Buch veröffentlichst, das zu schwach ist, um bemerkt und aus der Verborgenheit herausgezogen zu werden — und dies ist sehr wahrscheinlich, denn Talent ist etwas sehr Seltenes — so danke den Göttern: du entgehst dem Unglück und läufst höchstens Gefahr, dich in einem kleinen Kreise lächerlich zu machen, was nicht so schlimm ist. Aber wenn du, so unmöglich es erscheint, genügend Talent hast, um bemerkt und allgemein bekannt zu werden (ich spreche nicht vom Ruhm), wenn man dich lobt, dann nimm Abschied von Ruhe, Seelenfrieden und dem wertvollsten aller Güter, der Sorglosigkeit. Die Meute der Neidischen wird dich unablässig umheulen; das unzählige Heer der Talentlosen, das die Theatersäle und die Zeitungsredaktionen anfüllt, wird alle deine Herrlichkeiten belauern und aus ihnen Verbrechen machen; sie werden dich mit Beleidigungen überhäufen. Tausend und aber tausend Verleumdungen werden sie über dich veröffentlichen, und man wird ihnen glauben. Der übelen Nachrede, die etwas Wahres enthält, glaubt man nicht immer, weil man nicht immer an die Wahrheit glaubt, aber an die Verleumdung glaubt man immer, weil sie schöner ist. Die Zeitungsschreiber, die beauftragt sind, die öffentliche Meinung zu machen, werden sagen, du habest deine Mutter vergewaltigt und deinen Vater ermordet, sie werden sagen, du habest kein Talent. Gewiß werden dir deine Bücher Freunde schaffen, aber sie sind weit von dir entfernt, über die Welt zerstreut und stumm; sie werden nichts tun und nichts sagen. Auch sie werden dir großen Schmerz bereiten; denn die Bücher, die sie vorziehen, werden gerade deine mittelmäßigsten sein. Und wenn du einmal etwas Kühnes und Tiefes geschrieben hast, was der Mehrzahl deiner Leser zu hoch ist, so werden sie dir die Gefolgschaft versagen, und dann werden die Neider auf dem Posten sein, um dir den Rest zu geben.“

„Schreibe nicht!“

Das war endlich wieder Herr Dubois, wie er früher war. Er machte sogar meiner Mutter und sagte ihr den Gebrauch und die Bestandteile von Gebetmühlen auseinander. Als er uns verlassen hatte, sagte meine Mutter, die ihm vom Fenster aus nachsah, er habe einen festeren Schritt und eine schönere Haltung als die jungen Leute von heute. Sie küßte mich auf den Hals und flüsterte mir ins Ohr: „Schreibe, mein Sohn, du wirst Talent haben und deine Neider zum Schweigen bringen.“

Am andern Morgen erfuhren wir durch einen Dienstmann, den die alte Haushälterin Clorinde schickte, daß Herr Dubois gestorben sei. 10 Minuten nach Eintreffen dieser Nachricht betrat ich die Wohnung in der Rue Saint-Antoine, die ich nur ein einziges Mal gesehen hatte, an die ich mich aber sehr genau erinnerte. Im Vorzimmer erzählte Clorinde den Besuchern, der Herr sei, als sie ihm sein Frühstück brachte, nicht aufgewacht; sie habe ihn angerufen und an der Schulter berührt, und als er kein Lebenszeichen von sich gab, sei sie zum Arzt gelaufen. Dieser habe den bereits vor einigen Stunden erfolgten Tod festgestellt.

Sie vergoß viele Tränen und roch nach Wein. Ich sah Herrn Dubois auf seinem Sterbebette. Sein Gesicht, das, als er lebte, dunkelrot war, sah jetzt aus wie aus weißem Marmor gehauen und

SLUB Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416951805-19241014/10
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG